

DAS GEHEIMNIS DER GROSSEN SCHWERTER 4

TAD  
WILLIAMS

DER ENGELSTURM

Aus dem Amerikanischen  
von Verena C. Harksen

KLETT-COTTA

Die Übersetzung von Verena C. Harksen wurde für diese Ausgabe neu  
durchgesehen von Andy Hahneemann.

Hobbit Presse

[www.klett-cotta.de/hobbitpresse](http://www.klett-cotta.de/hobbitpresse)

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»To Green Angel Tower Part 2«

im Verlag DAW Books Inc., New York

© 1993 by Tad Williams

Für die deutsche Ausgabe

© 2011 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlick GmbH, Garbsen

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Schutzumschlag: HildenDesign, München

unter Verwendung eines Motivs von © Kerem Beyit

Illustrationen im Innenteil: © Jan Reiser, [www.enter-and-smile.de](http://www.enter-and-smile.de)

Gesetzt von r&p digitale medien, Echterdingen

Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt

und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-93869-2

# Inhalt

Zusammenfassung des ersten Bandes	9
Zusammenfassung des zweiten Bandes	15
Zusammenfassung des dritten Bandes	23

## Erster Teil

### Das Rad dreht sich

1	Tränen und Rauch	33
2	Geistermond	59
3	Fenster wie Augen	78
4	Tausend Blätter, tausend Schatten	102
5	Flammentanz	126
6	Die Schlinge zieht sich zu	153
7	Weißer Baum, schwarze Frucht	178
8	Eine Beichte	208
9	Das Dritte Haus	233
10	Eine Wunde in der Welt	255
11	Herzschläge	287
12	Schlaflos im Dunkel	303
13	Die gefallene Sonne	322
14	Königreiche aus Staub	345
15	Ein Labyrinth aus Tinte	369
16	Wurzeln des weißen Baumes	394
17	Glut am Nachthimmel	423
18	Der Schattenkönig	448
19	Tückisch wie die Zeit	467
20	Gefangener des Rades	494

**Zweiter Teil**  
**Der lodernde Turm**

- 21 Die Furchtsamen 517
- 22 Ein schlafender Drache 537
- 23 Die zerstörte Rose 553
- 24 Das graue Land 577
- 25 In der Verbannung 602
- 26 Das Lied des roten Sterns 620
- 27 Ein Hammer aus Schmerz 649
  - 28 Verlassene Pfade 671
- 29 Die Hand des Nordens 690
  - 30 Am Teich 707
  - 31 Der falsche Bote 733
  - 32 Der Turm 774
- 33 Versteckt vor den Sternen 809
  - 34 Abschied 842
  - Nachspiel 858

**Anhang 867**

*Die Wahrheit sprich, doch nie direkt;  
Umschreib sie, nenn sie nicht.  
Zu grell für unsern schwachen Blick  
Strahlt ungedämpft ihr Licht.*

*Wie man den Blitz, nicht gleich erklärt  
Dem ahnungslosen Kind,  
So muss die Wahrheit sacht ans Licht,  
Sonst wird die Menschheit blind.*

Emily Dickinson

## Tränen und Rauch

Die baumlose Öde des Hoch-Thrithings erschien Tiamak bedrückend. Auch Kwanitupul war nicht jedermanns Sache, aber es war ein Ort, den er seit seiner Kindheit kannte und dessen verfallende Gebäude und allgegenwärtige Wasserwege ihn zumindest an seine Marschheimat erinnerten. Selbst Perdruin, wo er eine Zeitlang in einsamer Verbannung gelebt hatte, war so reich an eng aneinandergelehnten Mauern und schmalen Durchlässen, so voll von düsteren Schlupfwinkeln und so getränkt vom Salzgeruch der See, dass Tiamak dort mit seinem Heimweh fertigwerden konnte. Hier im Grasland jedoch fühlte er sich ausgeliefert, schutzlos und ganz und gar fremd. Es war kein angenehmer Zustand.

*Sie-die-wachen-und-gestalten haben mir wirklich ein sonderbares Leben beschert, dachte er oft. Vielleicht das sonderbarste, das je einem Menschen meines Volkes zuteilwurde, seit Nuobdig einst die Feuerschwester zur Frau nahm.*

Manchmal fand er Trost in diesem Gedanken. Für solche ungewöhnlichen Erlebnisse auserkoren zu sein war in gewisser Weise eine Art Entschädigung für die vielen Jahre, in denen sein eigenes Volk und die Trockenländer von Perdruin ihn verkannt hatten. Natürlich verstanden sie ihn nicht – er war anders als andere: Welcher Wranna konnte wie er die Sprachen der Trockenländer sprechen und lesen? Aber in letzter Zeit, seitdem er wieder von Fremden umgeben war und nicht wusste, was aus seinen eigenen Leuten geworden war, erfüllte ihn diese Vorstellung mit Einsamkeit. Dann pflegte er, verstört von der Leere der unheimlichen Landschaft des Nordens, hinab zum Fluss zu gehen, der mitten durch das Lager floss. Dort setzte er sich hin und lauschte den vertrauten, beruhigenden Geräuschen der Wasserwelt.

So auch heute. Trotz der Kälte von Wasser und Wind hatte er die braunen Füße in den Stefflod hängen lassen und war, wieder ein wenig zuversichtlicher, auf dem Rückweg zum Lager, als plötzlich eine Gestalt an ihm vorbeischoss. Helles Haar wehte hinter ihr her, als sie schnell wie eine Libelle – und weit rascher, als ein Mensch es könnte – dahinzufiegen schien. Nur eine Sekunde konnte Tiamak der flüchtigen Erscheinung nachstarren, bevor eine zweite dunkle Gestalt an ihm vorbeisauste: ein Vogel, der so nah am Boden flog, als jage er die Voranrennende.

Die beiden verschwanden oben am Hang. Sie steuerten genau auf die Mitte des prinzlichen Lagers zu. Tiamak stand da wie vom Donner gerührt. Es dauerte eine ganze Weile, bis er begriff, wer da an ihm vorübergelaufen war.

*Die Sithafrau, von einem Falken gejagt – oder war es eine Eule?*

Er wurde nicht klug daraus, aber aus der Sitha – Aditu hieß sie – war er bisher ohnehin nicht klug geworden. Sie war anders als alles, was ihm je zuvor begegnet war, und im Grunde hatte er ein wenig Angst vor ihr. Aber wovor floh sie? Ihrem Gesichtsausdruck nach musste etwas Furchtbares sie verfolgen.

Oder es lag etwas Schreckliches vor ihr, fiel ihm plötzlich ein. Sein Magen krampfte sich zusammen. Sie war zum Lager gelaufen.

*Du-der-stets-auf-Sand-tritt*, betete Tiamak, als er sich in Trab setzte, *beschütze mich – beschütze uns alle vor dem Bösen!* Sein Herz begann schneller zu schlagen, schneller noch als die rennenden Füße. *Was für ein unheilvolles Jahr!*

Als er den äußersten Rand des weiten, zeltbedeckten Feldes erreicht hatte, war er im ersten Augenblick beruhigt. Alles war still. Nur noch wenige Lagerfeuer brannten. Gleich darauf wurde ihm klar, dass es zu still war. Zwar war der Abend schon fortgeschritten, die Mitternacht jedoch noch fern. Es hätten noch Menschen zu sehen, oder Geräusche von den noch nicht Schlafenden zu hören sein müssen. Irgendetwas stimmte nicht.

Es war schon wieder ein paar Augenblicke her, seit er den dahinjagenden Vogel – er war jetzt sicher, dass es eine Eule gewesen war – zuletzt gesehen hatte. Er stolperte weiter in diese Richtung. Sein

Atem kam jetzt rau und keuchend. Das verletzte Bein war nicht daran gewöhnt zu rennen, es brannte und klopfte. Tiamak gab sich Mühe, es nicht zu beachten. Still, still – das Lager war starr wie ein stehender Teich. Die Zelte lagen schwarz unter dem Mond, leblos wie die Steine, die die Trockenländer auf Felder setzten, um unter ihnen ihre Toten zu begraben.

Aber dort! Wieder drehte sich Tiamaks Magen um. Dort bewegte sich etwas! Eines der Zelte, nicht weit von ihm entfernt, bebte wie im Sturm, und in ihm brannte ein Licht, das unheimliche, tanzende Schatten an die Zeltwände warf.

Noch während er darauf blickte, kitzelte und brannte etwas in seiner Nase. Es roch süß und moschusartig. Tiamak nieste krampfhaft und wäre fast hingefallen, fing sich aber noch rechtzeitig ab. Er humpelte auf das Zelt zu, in dem Licht und Schatten pulsierten, als werde gerade etwas Ungeheuerliches darin geboren. Er wollte laut schreien und rufen, wollte Alarm schlagen, denn seine Furcht wuchs immer mehr. Aber er brachte keinen Laut hervor. Selbst sein schmerzhaft rauhes Atmen war zu einem leisen Flüstern geworden.

Auch in dem Zelt war es eigenartig still. Tiamak bezwang seine Angst, packte die Zeltklappe und riss sie zurück. Zuerst nahm er nur dunkle Gestalten und grelles Licht wahr, das fast deckungsgleiche Abbild der Schattenbilder an der Außenwand des Zelttes. Gleich darauf nahmen die schwankenden Gestalten Konturen an. An der hinteren Zeltwand stand Camaris. Er schien getroffen zu sein, denn aus einer Kopfwunde rann Blut, das seine Wange und das Haar dunkel färbte. Er taumelte wie ein Betrunkener. Aber obwohl er gebeugt und schwankend am Segeltuch des Zelttes Halt suchte, stand er noch immer grimmig und kampfbereit da, ein Bär, bedrängt von Hunden. Er hatte kein Schwert, sondern umklammerte ein Holzscheit, das er hin- und herschwenkte. Der Angreifer war fast völlig schwarz, bis auf zwei weiß blitzende Hände, mit denen er etwas Glitzerndes umklammerte.

Camaris zu Füßen zappelten noch weitere schwarzverhüllte Glieder, zwischen denen Tiamak den blassen Schimmer von Aditus Haaren erkannte. In einer Ecke des Zelttes duckte sich ein dritter schwarzgekleideter Feind und versuchte sich vor einem immer wieder herabstoßenden, flatternden Schatten zu schützen.

Außer sich vor Entsetzen wollte Tiamak laut um Hilfe schreien, aber er war wie gelähmt. Und obwohl es ein Kampf um Leben und Tod zu sein schien, war es fast völlig still im Zelt, bis auf das erstickte Keuchen der beiden am Boden Ringenden und das wilde Flügelschlagen der Eule.

*Warum höre ich nichts?*, dachte Tiamak verzweifelt. *Warum kann ich nicht rufen?*

In panischer Angst suchte er den Boden nach einem Gegenstand ab, den er als Waffe benutzen könnte, und verfluchte sich dabei, weil er sein Messer im Zelt, das er mit Strangyeard teilte, liegen gelassen hatte. Kein Messer, keine Steinschleuder, keine Blasrohrpfeile nichts! *Sie-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen* hatte ihm zweifellos heute Nacht sein Lied gesungen.

Etwas Riesengroßes, Weiches legte sich auf ihn und zwang ihn auf die Knie. Aber als er wieder aufblickte, waren die verschiedenen Kämpfe nach wie vor in vollem Gange, und keiner davon spielte sich in seiner unmittelbaren Nähe ab. Sein Schädel pochte noch weit schmerzhafter als das Bein, und der süße Geruch war zum Erstickten stark. Tiamak kroch betäubt vorwärts und stieß mit der Hand gegen etwas Hartes. Es war das Schwert des Ritters, das schwarze *Dorn*, noch in der Scheide. Tiamak wusste, dass es viel zu schwer für ihn war und er es nicht schwingen konnte, aber er zerrte es unter den zerwühlten Schlafdecken hervor und stand auf, schwankend und unsicher auf den Füßen wie Camaris. Was lag nur in der Luft?

Das Schwert in seiner Hand erschien ihm trotz der schweren Scheide und des herunterhängenden Schwertgurts erstaunlich leicht. Er hob es hoch, trat ein paar Schritte vor und führte dann mit aller Kraft einen Hieb gegen das, was er für den Kopf von Camaris' Angreifer hielt. Der Anprall erschütterte seinen Arm bis hinauf zur Schulter, aber das Wesen fiel nicht. Stattdessen drehte es sich langsam um. Aus einem leichenweißen Gesicht starrten ihn zwei glänzenschwarze Augen an. Tiamak schluckte krampfhaft. Selbst wenn er noch seine Stimme gehabt hätte, wäre kein Ton laut geworden. Er hob die zitternden Arme und das Schwert, um noch einmal zuzuschlagen, aber die weiße Hand des Wesens schoss ihm entgegen, und Tiamak stürzte rücklings zu Boden. Der Raum wirbelte davon,

das Schwert flog ihm aus den gefühllos gewordenen Fingern und landete im Gras des Zeltbodens.

Tiamaks Kopf war schwer wie Stein. Er empfand keine Schmerzen von dem Schlag, merkte jedoch, wie sein Bewusstsein zu schwinden begann. Er versuchte aufzustehen, schaffte es aber nur auf die Knie. Zitternd wie ein kranker Hund duckte er sich.

Zwar konnte er nicht sprechen, aber immerhin noch sehen. Camaris taumelte und wackelte mit dem Kopf, anscheinend ebenso betäubt wie Tiamak. Der Alte versuchte, sich den Angreifer lange genug vom Leibe zu halten, um etwas vom Boden aufzuheben – das Schwert, begriff Tiamak, das schwarze Schwert. Aber nicht nur der Feind, den er mit seiner Keule aus Feuerholz von sich fernzuhalten versuchte, hinderte ihn daran, das Schwert zu packen, sondern auch die dunklen, verzerrten Gestalten von Aditu und ihrem Gegner, die sich vor ihm auf der Erde wälzten, versperrten ihm den Weg.

In der anderen Ecke glitzerte etwas in der Hand des blassgesichtigen Wesens, rotglühend wie ein Halbmond aus Feuerschein. Der scharlachrote Glanz stieß vor, schnell wie eine zubeißende Schlange, und eine winzige Wolke dunkler Teilchen stob auf und senkte sich wieder herab, langsamer als Schneeflocken. Eines von ihnen berührte Tiamaks Hand. Hilflos starrte er es an. Es war eine Feder. Eine Eulenfeder.

*Hilfe. Tiamaks Schädel fühlte sich an wie eingeschlagen. Wir brauchen Hilfe. Wir sterben, wenn uns keiner hilft.*

Jetzt gelang es Camaris, sich zu bücken und das Schwert aufzuheben. Fast wäre er dabei vornübergekippt. Gerade noch rechtzeitig hob er Dorn und wehrte einen Schlag seines Gegners ab. Die beiden umkreisten einander, Camaris stolpernd, der Schwarzgekleidete mit vorsichtiger Anmut. Wieder prallten sie zusammen. Eine Hand des alten Ritters schnellte vor und parierte einen Dolchstoß, aber die Klinge ritzte eine Blutspur in seinen Arm. Unbeholfen wich Camaris zurück. Er brauchte Platz, um sein Schwert schwingen zu können. Seine Augen waren vor Schmerz oder Müdigkeit halb geschlossen.

*Er ist verwundet, dachte Tiamak verzweifelt. Das Hämmern in seinem Kopf wurde immer stärker. Vielleicht stirbt er. Warum kommt niemand?*

Der Wranna schleppte sich zu dem großen Kohlenbecken, das die einzige Lichtquelle darstellte. Seine schwindenden Sinne begannen zu flackern wie die Lampen von Kwanitupul im Morgengrauen. Nur das vage Bruchstück eines Einfalls durchzuckte sein Hirn, aber es genügte, ihn die Hand an das eiserne Becken legen zu lassen. Als er – verschwommen wie ein fernes Echo – die Hitze des Metalls an seinen Fingern spürte, stemmte er sich dagegen. Das Becken fiel um. Glühende Kohlen prasselten zu Boden wie ein Wasserfall von Rubinen.

Als Tiamak hustend zusammenbrach, war das Letzte, was er sah, die eigene, rußgeschwärzte Hand, zusammengekrümmt wie eine versengte Spinne, und dahinter ein Heer von kleinen Flämmchen, die unten an der Zeltwand leckten.

»Wir brauchen keine verdammten Fragen mehr«, knurrte Isgrimnur. »Wir haben Fragen genug für drei Menschenleben. Was wir brauchen, sind Antworten.«

Binabik rutschte unbehaglich auf seinem Sitz hin und her. »Ich stimme Euch zu, Herzog Isgrimnur. Aber Antworten sind nicht wie ein Schaf, das kommt, wenn man es ruft.«

Josua seufzte und lehnte sich zurück an die Zeltwand. Draußen surrten die Zeltauere in einer plötzlichen Brise. »Ich weiß, wie schwierig es ist, Binabik. Aber Isgrimnur hat recht, wir brauchen Antworten. Das, was Ihr uns über den Eroberersterne erzählt habt, macht alles nur noch rätselhafter. Für uns ist jetzt am wichtigsten, dass wir herausfinden, wie wir die drei Großen Schwerter einsetzen können. Alles aber, was der Sterne uns dazu sagt, ist – sofern Ihr recht habt –, dass die Zeit, in der wir sie führen können, bald verstrichen sein wird.«

»Dieser Frage weihen auch wir die umfassendste Aufmerksamkeit, Prinz Josua«, erwiderte der Troll. »Und wir glauben, dass wir vielleicht bald etwas erfahren werden, denn Strangyeard hat etwas von Bedeutsamkeit entdeckt.«

»Und das wäre?«, fragte Josua und beugte sich vor. »Was immer es ist, Mann, lasst es uns wissen.«

Auch Strangyeard, der bisher still dagesessen hatte, rutschte nun unruhig hin und her. »Ich bin nicht so sicher wie Binabik, Ho-

heit, dass es wirklich nützlich für uns ist. Ich entdeckte den ersten Hinweis schon vor einiger Zeit, noch während unserer Reise zum Sesuad'ra.« »Strangyeard fand noch eine Stelle über die drei Schwerter in Morgenes' Buch«, erläuterte Binabik.

»Und?« Isgrimnur klopfte sich mit den Fingern auf das lehmbedeckte Knie. Er hatte einige Zeit damit verbracht, seine Zeltpfähle in dem lockeren, feuchten Boden fest zu verankern.

»Was Morgenes anzudeuten scheint«, fuhr der Archivar fort, »ist, dass diese drei Schwerter deshalb so besonders – oder mehr als das, *mächtig* – sind, weil sie nicht aus Osten Ard stammen. Jedes von ihnen verstößt auf seine eigene Weise gegen die Gesetze Gottes und der Natur.«

»Inwiefern?« Der Prinz hörte aufmerksam zu. Isgrimnur erkannte ein wenig betrübt, dass solche Fragen Josua immer mehr fesseln würden als die praktischeren Aufgaben eines Herrschers – Dinge wie Getreidepreise, Steuern und die Gesetze über den Landbesitz.

Strangyeard zögerte. »Geloë könnte es besser erklären als ich. Sie versteht mehr von diesen Dingen.«

»Eigentlich hätte sie schon längst hier sein müssen«, bemerkte Binabik. »Sollten wir nicht ihrer harren?«

»Sagt mir zunächst, was Ihr wisst«, bat Josua. »Ich habe einen sehr langen Tag hinter mir und bin müde. Außerdem geht es meiner Gemahlin nicht gut, und ich wäre gern bei ihr.« »Natürlich, Prinz Josua. Verzeiht mir. Natürlich.« Strangyeard konzentrierte sich. »Morgenes sagt, dass in jedem dieser drei Schwerter etwas steckt, das nicht aus Osten Ard – das nicht von unserer Erde stammt. *Dorn* ist aus einem Stein gemacht, der vom Himmel fiel. *Hellnagel*, das einst *Minneyar* war, wurde aus dem eisernen Kiel von Elvrits Schiff geschmiedet. Dieses Schiff kam aus dem Westen übers Meer, aus Ländern, die unsere Schiffe heute nicht mehr finden können.« Er räusperte sich. »Und *Leid* besteht aus Eisen und Sithi-Hexenholz, zwei Stoffen, die einander feindlich sind. Das Hexenholz, so hat mir Aditu erzählt, kam als Setzling aus einem Ort zu uns, den ihr Volk den Garten nennt. Keiner von diesen Stoffen gehört hierher, und eigentlich dürfte sich keines von ihnen schmieden lassen, mit Ausnahme vielleicht des reinen Eisens von Elvrits Kiel.«

»Aber wie wurden diese Schwerter dann gefertigt?«, fragte Josua.  
»Oder ist das die Antwort, die Ihr noch sucht?«

»Es gibt da etwas, das Morgenes erwähnt«, meinte Binabik, »und das auch in Ookequks Schriftrollen steht. Man nennt es ein *Wort der Erschaffung* – einen Zauberspruch, könnte man sagen, wenngleich die Kenner der *Kunst* diesen Ausdruck nicht gebrauchen.«

»Ein Wort der Erschaffung?« Isgrimmur runzelte die Stirn. »Wirklich nur ein Wort?«

»Ja ... und nein«, antwortete Strangyeard bekümmert. »Wir sind nicht ganz sicher. Was wir wissen, ist, dass *Minneyar* von den Unterirdischen geschmiedet wurde – den Dverningen, wie Ihr sie in Eurer Sprache nennen würdet, Herzog Isgrimmur – und dass Ineluki ebenfalls in den Schmieden der Unterirdischen, tief unter dem Asu'a, *Leid* schuf. Allein die Unterirdischen verfügten über die Kenntnisse zur Erschaffung solcher Dinge der Macht, und Ineluki lernte von ihnen. Vielleicht waren sie auch an der Herstellung von *Dorn* beteiligt, oder andere bedienten sich ihres Wissens. Wenn wir wüssten, auf welche Weise die Schwerter geschmiedet und die Kräfte in ihnen gebunden wurden, könnten wir vielleicht erahnen, wie man sie gegen den Sturmkönig einsetzen kann.«

»Wenn ich nur Graf Eolair genauer danach befragt hätte, als er damals bei uns war!«, sagte Josua nachdenklich. »Er hat mit den Unterirdischen gesprochen.«

»Ja, und von ihnen erfahren, welche Rolle sie in der Geschichte Hellnagels gespielt haben«, ergänzte Vater Strangyeard. »Aber es kann auch sein, dass ihre Bedeutung für uns nicht in ihrer Entstehung, sondern in ihrem bloßen Vorhandensein liegt. Und doch – wenn wir später einmal die Möglichkeit haben, den Unterirdischen eine Botschaft zu senden, und sie bereit wären, mit uns zu sprechen, so hätte ich viele Fragen an sie.«

Josua betrachtete seinen Archivar nachdenklich. »Diese Aufgabe liegt Euch, Strangyeard. Ich habe immer gedacht, dass Ihr zu mehr taugt als zum Abstauben von Büchern und der Deutung besonders undurchsichtiger Stellen des Kirchenrechts.«

Der Priester errötete. »Danke, Prinz Josua. Was immer ich tun kann, hat Eure Güte mir ermöglicht.«

Der Prinz wehrte das Kompliment mit einer Handbewegung ab und fuhr fort: »Und dennoch, so viel Ihr und Binabik und alle anderen auch erreicht habt, es bleibt noch weit mehr zu tun. Noch immer treiben wir auf hoher See und beten darum, endlich Land zu sehen ...« Er unterbrach sich. »Was ist das für ein Lärm?«

Auch Isgrimmur hatte es gehört, ein anschwellendes Gemurmel, das allmählich den Wind zu übertönen begann. »Es klingt wie ein Streit«, meinte er, hielt einen Moment inne und lauschte. »Nein, es ist mehr als das – zu viele Stimmen.« Er stand auf. »Bei Drors Hammer! Ich hoffe nur, dass niemand einen Aufstand angezettelt hat!« Er griff nach Kvalnir. Das tröstliche Gefühl des Schwertgriffs beruhigte ihn. »Ich hatte für morgen auf einen ruhigen Tag gehofft, bevor wir weiterreiten müssen.«

Josua sprang auf. »Wir wollen lieber selbst nachsehen.«

Als Isgrimmur die Zeltklappe zurückschlug, fiel sein Blick jäh auf einen bestimmten Punkt des riesigen Lagers. In derselben Sekunde erkannte er, was vorging.

»Feuer!«, schrie er den Nachdrängenden zu. »Wenigstens ein Zelt steht gänzlich in Flammen, und ein paar andere scheinen ebenfalls Feuer gefangen zu haben.« Jetzt rannten Menschen zwischen den Zelten hin und her, undeutliche Schemen, die schrien und mit den Armen fuchtelten. Verwirrte, fluchende Männer zerrten an ihren Schwertgurten. Mütter hoben kreischende Kinder von ihren Decken und trugen sie ins Freie. Auf allen Pfaden wimmelte es von verstörten Lagerbewohnern. Isgrimmur sah, wie eine alte Frau weinend auf die Knie fiel, obwohl sie nur wenige Schritte neben ihm stand.

»Ädon steh uns bei!«, seufzte Josua. »Binabik, Strangyeard, lasst Eimer und Wasserschläuche holen und nehmt ein paar von unseren aufgescheuchten Siedlern mit und führt sie zum Fluss – wir brauchen Wasser. Oder noch besser, reißt ein paar von den Zelten aus Ölhaut ein und versucht, das Wasser darin zu befördern.« Er rannte auf die Brandstätte zu, hastig gefolgt von Isgrimmur.

Die Flammen stiegen jetzt hoch in die Luft und erfüllten den Nachthimmel mit einem höllischen, orangeroten Licht. Als Isgrimmur und Josua näher kamen, schlug ihnen ein Wölkchen tanzender

Funken entgegen, die in Isgrimmurs Bart aufzischten. Fluchend erstickte sie der Herzog.

Tiamak erwachte und musste sich sofort erbrechen. Mühsam rang er nach Atem. Sein Kopf dröhnte wie eine perdruinesische Kirchenglocke.

Überall ringsum loderten Flammen, peitschten heiß gegen seine Haut und sogen die Luft von ihm fort. In blinder Panik kämpfte er sich über das versengte Gras des Zeltbodens auf etwas zu, das ihm als kühler, dunkler Fleck erschien, nur um mit dem Gesicht an schwarzes, glitschiges Gewebe zu stoßen. Einen Augenblick verwickelte er sich darin, dann glitt es zur Seite und entblößte ein in den Tiefen der schwarzen Kapuze begrabenes, weißes Gesicht. Die Augen waren verdreht, die Lippen glänzten blutig. Tiamak wollte schreien, aber sein Mund war voll von beißendem Rauch und seiner eigenen Galle. Er würgte und rollte sich fort.

Plötzlich packte ihn etwas am Arm und riss ihn heftig vorwärts, quer über den fahlen Leichnam hinweg und mitten durch eine Wand aus Feuer. Einen Moment lang glaubte er, sterben zu müssen. Etwas wurde über ihn geworfen, und man wälzte ihn herum und klopfte ihn mit den Handflächen ab, so schnell und heftig, wie man ihn herausgezerrt hatte. Dann wurde die Decke zurückgeschlagen, und er fand sich im nassen Gras liegend. Unmittelbar neben ihm leckten Flammen zum Himmel empor, aber er war in Sicherheit. In Sicherheit!

»Der Wranna lebt«, sagte jemand neben ihm. Er glaubte den singenden Tonfall der Sitha zu erkennen, obwohl die Stimme vor Angst und Sorge fast scharf klang. »Camaris hat ihn herausgeholt. Wie dieser Mann es geschafft hat, trotz des Giftes wach zu bleiben, werde ich wohl nie begreifen, aber er hat zwei von den Hikedaya getötet.« Eine unverständliche Antwort folgte.

Nachdem er ein paar Minuten still dagelegen und seine schmerzenden Lungen mit der klaren Nachtluft gefüllt hatte, drehte sich Tiamak auf die andere Seite. Ein paar Schritte neben ihm stand Aditu, das weiße Haar schwarz von Ruß, schmutzige Streifen im goldenen Gesicht. Vor ihr am Boden lag die Waldfrau Geloë, not-

dürftig in einen Mantel gehüllt, darunter aber offenkundig nackt. Ihre kräftigen Beine glänzten von Tau oder Schweiß. Tiamak sah, wie sie sich aufzurichten versuchte.

»Nein, lasst das«, sagte Aditu zu ihr und trat plötzlich einen Schritt zurück. »Beim Hain! Geloë, Ihr seid verwundet.«

Mit bebender Anstrengung hob Geloë den Kopf. »Nein.« Tiamak konnte ihre Stimme, ein kehliges Wispern, kaum hören. »Ich sterbe.«

Aditu beugte sich zu ihr und streckte die Arme aus. »Kommt, ich helfe Euch.«

»Nein!« Geloës Stimme wurde kräftiger. »Nein, Aditu ... es ist ... zu spät. Der Dolch hat mich getroffen ... ein Dutzend Mal.« Sie hustete, und ein schmales, dunkles Rinnsal tropfte über ihr Kinn und glänzte im Schein der brennenden Zelte. Tiamak starrte sie an. Hinter ihr erkannte er Füße und Beine, die Camaris gehören mussten. Der Rest der langen Gestalt des Ritters lag im Gras, verdeckt von Geloës Schatten. »Ich muss fort.« Geloë versuchte vergeblich aufzustehen.

»Vielleicht gibt es etwas ...«, begann Aditu.

Geloë lachte matt, hustete wieder und spie einen Blutklumpen aus. »Glaubt Ihr, ich wüsste nicht, wie es um mich steht?«, fragte sie. »Ich bin ... viele Jahre ... Heilerin gewesen.«

Sie streckte eine zitternde Hand aus. »Helft mir. Helft mir auf.«

Aditus Gesicht, das einen Augenblick so bestürzt ausgesehen hatte wie nur irgendein Menschengesicht, betrachtete die Waldfrau nun mit feierlichem Ernst. Sie griff nach Geloës Hand, bückte sich und nahm auch den anderen Arm der Waldfrau. Langsam kam Geloë auf die Füße. Sie schwankte, und Aditu stützte sie.

»Ich muss ... fort. Ich will nicht hier sterben.« Die weise Frau löste sich von Aditu und tat ein paar unsichere Schritte. Der Mantel glitt von ihr ab. Nackt stand sie im tanzenden Licht des Feuers. Ihre Haut war schweißnass und blutverschmiert. »Ich will zurück in meinen Wald. Lasst mich gehen, solange ich noch kann.«

Aditu zögerte noch einen Augenblick, wich dann zurück und senkte den Kopf. »Wie Ihr wünscht, Valada Geloë. Fahrt wohl, Geliebte Ruyans. Fahrt wohl ... meine Freundin. *Sinya'a du-n'sha é-d'treyesa inro.*«

Zitternd hob Geloë die Arme und ging einen weiteren Schritt nach vorn. Die Flammen schienen noch heißer zu werden, denn Tiamak, der noch immer am Boden lag, sah, wie Geloë zu flimmern anfang. Ihr Umriss verschwamm, und dort, wo sie stand, stieg eine Wolke aus Schatten oder Rauch auf. Es war, als ströme die Nacht selbst an dieser Stelle zusammen, als habe das Gesichtsfeld des Wranna dort einen Riss bekommen.

Die Eule kreiste langsam über dem Fleck, an dem eben noch Geloë gestanden hatte, und flog dann tief über dem windzerzausten Gras davon. Ihre Bewegungen waren steif und mühsam, und mehrmals schien es, als verlöre sie den Wind unter den Schwingen und stürze taumelnd zur Erde. Aber sie setzte ihren unsicheren Flug fort, bis der nächtliche Himmel sie verschluckte.

Tiamak war noch immer schwindlig, und in seinem Kopf hämmerte es schmerzhaft. Er sank zurück und wusste nicht recht, was er wirklich gesehen hatte, nur, dass etwas Schreckliches geschehen war. Eine tiefe Trauer wartete irgendwo ganz in der Nähe auf ihn. Er hatte es nicht eilig, ihr zu begegnen.

Aus dem schwachen Murmeln entfernter Stimmen wurde lautes Geschrei. Beine liefen an ihm vorüber, die Nacht war plötzlich wild bewegt. Es rauschte und Dampf zischte auf: Jemand hatte einen Eimer Wasser in die brennenden Überreste von Camaris' Zelt geschüttet.

Gleich darauf spürte er Aditus kräftige Hände unter seinen Armen. »Sie werden Euch zertrampeln, mein Tapferer aus den Marschen«, sagte sie ihm ins Ohr und zog ihn beiseite, fort von dem Brand und in die kühle Dunkelheit zwischen zwei vom Feuer nicht erfassten Zelten. Dort ließ sie ihn liegen, kam aber nach kurzer Zeit mit einem Wasserschlauch wieder. Sie presste ihn an Tiamaks aufgesprungene Lippen – es dauerte lange, bis er begriff, um was es sich handelte – und ließ ihn dann trinken. Tiamak schluckte gierig.

Über ihm ragte plötzlich ein schwarzer Schatten auf und sank neben ihm nieder. Es war Camaris. Wie Aditus waren auch seine silbrigen Haare versengt und rußgeschwärzt. Aus dem mit Asche verschmierten Gesicht starrte ein gehetzter Blick. Tiamak reichte

dem Ritter den Wasserschlauch und stieß Camaris so lange an, bis er ihn an die Lippen führte.

»Gott sei uns gnädig ...«, krächzte der Alte. Benommen sah er in das sich ausbreitende Feuer und auf die brüllende Menge, die es zu löschen versuchte.

Aditu erschien und setzte sich zu ihnen. Als Camaris ihr den Wasserschlauch anbot, nahm sie ihn, tat einen einzigen tiefen Zug und gab ihn zurück.

»Geloë ...?«, fragte Tiamak.

Aditu schüttelte den Kopf. »Stirbt. Sie ist fortgegangen.«

»Wer ...« Tiamak fiel das Sprechen immer noch schwer. Es war fast, als wollte er nicht reden, aber plötzlich fühlte er den heftigen Wunsch, alles zu erfahren, die schrecklichen Ereignisse zu verstehen. Außerdem brauchte er etwas – und wenn es nur Worte waren –, um die Leere in seinem Inneren zu füllen. Er ließ sich von Camaris den Schlauch geben und feuchtete seine Kehle an. »Wer war das?«

»Die Hikedá'ya«, erklärte Aditu und schaute zu, wie die Menschen sich abmühten, die Flammen zu ersticken. »Die Nornen. Es war Utuk'kus langer Arm, der sich heute Nacht nach uns ausgestreckt hat.«

»Ich ... versuchte ... um Hilfe zu rufen. Ich ... konnte nicht...«

Aditu nickte. »Kei-vishaa. Es ist eine Art Gift, das mit dem Wind fliegt. Es lähmt die Stimme und bringt den Schlaf.« Sie sah auf Camaris, der sich an die Wand eines der Zelte gelehnt hatte. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und die Augen geschlossen. »Ich weiß nicht, wie er so lange widerstehen konnte. Hätte er es nicht getan, wären wir zu spät gekommen. Geloës Opfer wäre umsonst gewesen. Und auch Ihr, Tiamak – ohne Eure Hilfe wäre die Sache anders ausgegangen: Ihr fandet Camaris' Schwert, und Euer Feuer hat unsere Feinde erschreckt. Sie wussten, dass ihnen nicht mehr viel Zeit blieb. Es hat sie unvorsichtig gemacht. Ich glaube, sonst lägen wir jetzt alle dort.« Sie deutete auf das brennende Zelt.

*Geloës Opfer.* Tiamaks Augen füllten sich mit brennenden Tränen.

*Du-die-darauf-wartet-alles-wieder-zu-sich-zu-nehmen*, betete er inbrünstig, *lass sie nicht vorübertreiben!*

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und überließ sich der Leere seines Innern.

Josua rannte schneller. Als Isgrimnur ihn endlich einholte, war der Prinz schon wieder stehen geblieben und kümmerte sich darum, dass das Feuer nicht weiter um sich griff. Der ursprüngliche Brand hatte sich nur geringfügig ausgebreitet; höchstens ein halbes Dutzend Zelte war erfasst worden. Fast alle Bewohner des ersten Zeltes – unter ihnen Sangfugol – waren unverletzt geblieben. Nur mit einem langen Hemd bekleidet, stand er da und folgte den Ereignissen mit trübem Blick.

Nachdem er sich überzeugt hatte, dass alles Erdenkliche bereits getan wurde, folgte Isgrimnur Josua hinüber zu Camaris und den beiden anderen Überlebenden, der Sitha und dem kleinen Tiamak, die unweit der Brandstätte im Gras lagen. Alle drei waren blutverschmiert und versengt, aber nachdem Isgrimnur sie flüchtig untersucht hatte, bestand kein Zweifel, dass sie davonkommen würden.

»Ah, gepriesen sei der barmherzige Ädon, dass Ihr in Sicherheit seid, Herr Camaris«, sagte Josua und kniete neben dem alten Ritter nieder. »Ich fürchtete gleich, es könnte Euer Zelt sein, als wir die Flammen sahen.« Er wandte sich an Aditu, die ihren Verstand beisammen zu haben schien, was man von Camaris und dem Marschmann nicht ohne weiteres behaupten konnte. »Wen haben wir verloren? Man sagt mir, es lägen noch Leichen im Zelt.«

Aditu sah zu ihm auf. »Geloë, fürchte ich. Sie war schwer verletzt und wird sterben.«

»Gottes Fluch!« Josua versagte die Stimme. »Verdammter Tag!« Er riss eine Handvoll Gras aus und schleuderte es wütend von sich. Dann bezwang er sich mühsam. »Ist sie noch dort drin? Und wer sind die anderen?«

»Sie ist nicht mehr hier«, antwortete Aditu. »Die drei im Zelt gehören zu denen, die Ihr Nornen nennt. Geloë ist in den Wald zurückgekehrt.«

»Was?« Josua fuhr überrascht zurück. »Was meint Ihr damit – in den Wald? Ihr sagtet doch, sie sei tot.«

»Sie stirbt.« Aditu spreizte die Finger. »Ich glaube, sie wollte

nicht, dass wir ihrem Ende beiwohnten. Sie war eine seltsame Frau, Josua, seltsamer, als Ihr vielleicht ahnt. Sie hat uns verlassen.«

»Für immer?«

Die Sitha nickte langsam. »Ja.«

Der Prinz schlug das Zeichen des *Baumes* und beugte das Haupt. Als er wieder aufblickte, liefen Tränen über seine Wangen.

Auch Isgrimmur fühlte, wie ein Schatten über ihn dahinzog, als er daran dachte, dass sie Geloë verloren hatten. Im Moment hatte er so viele dringende Aufgaben, dass er nicht darüber nachgrübeln konnte, aber der Herzog wusste aus der langjährigen Erfahrung vieler Schlachten, dass seine Trauer später nur umso tiefer sein würde.

»Man hat uns mitten ins Herz getroffen«, erklärte der Prinz bitter. »Wie sind sie an den Posten vorbeigekommen?«

»Der, mit dem ich gekämpft habe, war völlig durchnässt«, erwiderte Aditu. »Vielleicht sind sie vom Fluss gekommen.«

Josua fluchte. »Wir sind gefährlich nachlässig gewesen, und ich trage die größte Schuld. Dabei hatte ich mich schon gewundert, dass die Nornen sich so wenig um uns kümmerten, aber meine Vorsichtsmaßnahmen waren ungenügend. Sind noch mehr als diese drei ins Lager gekommen?« »Ich glaube nicht«, sagte Aditu. »Sie wären auch mehr als genug gewesen, hätten wir nicht solches Glück gehabt. Wenn Geloë und ich nicht das Gefühl gehabt hätten, irgendetwas sei nicht in Ordnung, und Tiamak nicht sofort herbeigeeilt wäre, sähe das Ende dieser Geschichte anders aus. Ich denke, sie wollten Camaris töten oder entführen.«

»Aber weshalb?« Josuas Blick wanderte zu dem alten Ritter und wieder zurück zu Aditu.

»Ich kann es nicht sagen. Doch kommt, wir wollen ihn und Tiamak von hier fortbringen, an einen wärmeren Ort, Prinz Josua. Camaris hat mindestens eine, wenn nicht mehrere Wunden, und Tiamak scheint sich verbrannt zu haben.«

»Bei Ädons Barmherzigkeit! Ihr habt recht«, rief Josua. »Ich bin ein gedankenloser Narr. Einen Augenblick!« Er rief einige Soldaten herbei und schickte sie mit dem Befehl, das Lager durchsuchen zu lassen, zu den Posten. »Wir können nicht sicher sein, ob es nicht doch noch mehr Nornen oder andere Angreifer gibt. Wenigstens

finden wir vielleicht heraus, auf welche Weise sie so unbemerkt ins Lager eindringen konnten.«

»Nur selten lassen die Gartengeborenen sich von Sterblichen sehen, wenn sie es nicht wünschen«, meinte Aditu. »Können wir nun Camaris und Tiamak hier wegbringen?«

»Natürlich.« Josua befahl zwei Männern, die Eimer trugen, zu ihm zu kommen, und sagte dann zu Isgrimmur: »Zu viert sollten wir es schaffen, auch wenn Camaris groß ist.« Kopfschüttelnd fügte er hinzu: »Aditu hat recht, wir haben diese Tapferen schon viel zu lange warten lassen.«

Der Herzog war nicht zum ersten Mal in einer solchen Situation und wusste, dass zu viel Eile genauso schädlich war wie zu wenig. »Ich meine, wir sollten erst etwas suchen, auf dem wir sie tragen können«, schlug er vor. »Wenn eines von diesen beiden Außenzelten das Feuer überstanden hat, könnten wir aus den Zeltbahnen eine oder zwei Tragen bauen.«

»Gut.« Josua stand auf. »Vergebt mir, Aditu! Ich habe noch gar nicht gefragt, ob Ihr Wunden davongetragen habt.«

»Nichts, um das ich mich nicht selbst kümmern könnte, Prinz Josua. Wenn die beiden anderen versorgt sind, sollten wir die, denen Ihr vertraut, zusammenrufen und uns beraten.«

»Einverstanden. Wir treffen uns in einer Stunde in Isgrimmurs Zelt. Ist Euch das recht, Herzog?« Der Prinz wandte sich einen Augenblick ab. Sein Gesicht war gramverzerrt. »Ich habe gerade gedacht, wir sollten Geloë holen, damit sie nach den Verletzten sieht ... dann ist es mir eingefallen.«

Aditu machte eine Handbewegung, Finger gegen Finger vor ihrer Brust. »Ich fürchte, es wird nicht das letzte Mal sein, dass wir sie vermissen.«

»Ich bin es, Josua«, rief der Prinz draußen vor dem Zelt und trat dann ein. Gutrun hielt das Messer noch in der Hand. Die Herzogin sah so grimmig aus wie ein in die Enge getriebener Dachs, fest entschlossen, sich selbst und Vara bis aufs Blut zu verteidigen. Als sie Josua erkannte, ließ sie erleichtert, aber immer noch sehr besorgt die Waffe sinken.

»Was ist geschehen? Wir hörten das Geschrei. Ist mein Gatte bei Euch?«

»Ihm geht es gut, Gutrun.« Josua trat an Varas Lager, bückte sich und zog sie in rascher Umarmung an seine Brust. Er drückte einen Kuss auf ihre Stirn, dann ließ er sie wieder los. »Aber wir sind von den Dienern des Sturmkönigs angegriffen worden. Zwar haben wir nur einen Verlust zu beklagen, aber dafür einen sehr schmerzhaften.«

»Wer ist es?« Er wollte sich wieder aufrichten, aber Vara packte ihn am Arm.

»Geloë.«

Sie stieß einen Schrei des Kummers aus.

»Drei Nornen überfielen Camaris«, berichtete Josua. »Aditu, Geloë und der Wranna Tiamak kamen ihm zu Hilfe. Die Nornen wurden getötet, aber Aditu sagt, dass Geloë ihre Verletzungen nicht überleben wird.« Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, sie war die Weiseste von uns allen. Nun ist sie von uns gegangen.«

Vara sank zurück in ihre Kissen. »Aber sie war doch vorhin noch hier, Josua. Sie hat mich besucht, zusammen mit Aditu. Und nun ist sie tot?« Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Josua nickte traurig. »Ja. Wir werden sie nicht wiedersehen. Vara, ich wollte mich überzeugen, dass dir und Gutrun nichts zugestoßen ist. Jetzt aber muss ich mit Isgrimnur und den anderen beraten, was dieser Anschlag bedeutet und was wir tun sollen.« Er stand auf, bückte sich dann wieder und küsste seine Gemahlin noch einmal. »Schlaf nicht ein – und behaltet Euren Dolch, Gutrun –, bis ich Euch eine Wache schicken kann.«

»Ist niemand sonst zu Schaden gekommen? Gutrun sagte, sie habe ein Feuer gesehen.«

»Camaris' Zelt. Er scheint der Einzige gewesen zu sein, der angegriffen wurde.« Er wollte zum Eingang gehen.

»Aber woher willst du das wissen, Josua?«, fragte Vara. »Unser Lager ist riesig.«

»Ich bin mir nicht sicher, doch bisher ist kein weiterer Übergriff bekannt geworden. Ich sende euch einen Mann, der euch beschützt. Jetzt muss ich mich beeilen, Vara.«

»Lasst ihn gehen, Herrin«, sagte Gutrun. »Legt Ihr Euch hin und versucht zu schlafen. Denkt an Euer Kind. Ich werde wachen.«

Vara seufzte. Josua drückte ihre Hand und eilte aus dem Zelt.

Als der Prinz ins Licht des Lagerfeuers trat, sah Isgrimnur auf. Die kleine Gruppe seiner Vertrauten machte ihm Platz.

»Josua ...«, begann der Herzog, aber der Prinz ließ ihn nicht ausreden.

»Ich habe einen Fehler gemacht, Isgrimnur. Es reicht nicht, dass wir Posten durch das Lager schicken, um nach Anzeichen eines Norrenüberfalls zu suchen. Bei Ädons Blut, ich habe viel zu spät daran gedacht – Sludig! Seid Ihr hier, Sludig?«

Der Rimmersmann trat vor. »Zu Euren Diensten, Herr.«

»Schickt Männer aus, die im ganzen Lager prüfen sollen, ob jeder an seinem Platz ist, vor allem die besonders Gefährdeten unter uns. Binabik und Strangyard waren bei mir, bis das Feuer ausbrach, aber das heißt nicht, dass sie auch jetzt noch in Sicherheit sind. Ich habe zu spät daran gedacht, dass es sich vielleicht nur um ein Ablenkungsmanöver gehandelt hat. Seht auch nach meiner Nichte Miriamel – und nach Simon.« Er überlegte. »Wenn sie es auf Camaris abgesehen hatten, dann vermutlich wegen seines Schwertes. Simon hat es eine Weile getragen, vielleicht droht ihm deshalb ebenfalls Gefahr. Verflucht, dass mir das so spät einfällt!«

Isgrimnur räusperte sich. »Ich habe Freosel schon beauftragt, nach Miriamel zu suchen, Josua. Ich wusste, dass Ihr zuerst nach der Herrin Vara sehen würdet, und dachte mir, dass wir nicht so lange warten sollten.«

»Ich danke Euch, Freund. Ja, ich war bei Vara. Mit ihr und Gutrun ist alles in Ordnung.« Seine Miene verfinsterte sich. »Aber ich bin beschämt, weil Ihr für mich denken musset.«

Isgrimnur schüttelte den Kopf. »Hauptsache, der Prinzessin ist nichts zugestoßen.«

»Eine Person weniger, Sludig, um die Ihr Euch kümmern müsst. Geht jetzt und schaut nach den Übrigen. Und stellt bitte zwei Mann als Wache vor mein Zelt. Ich werde besser nachdenken können, wenn ich weiß, dass jemand auf Vara aufpasst.«

Der Rimmersmann nickte. Er befahl einer größeren Schar von Soldaten, die sich vor Isgrimnurs Zelt drängten und auf Anweisungen warteten, sich ihm anzuschließen, und machte sich auf den Weg.

»Und nun«, sagte Josua zu Isgrimnur, »warten wir ab und denken nach.«

Es dauerte nicht lange, bis Aditu wieder erschien. Bei ihr waren Vater Strangyeard und Binabik, die sie begleitet hatten, um sich zu vergewissern, dass Camaris und Tiamak bequem gebettet waren und eine der heilkundigen Frauen von Neu-Gadrinset sich um sie kümmerte, vielleicht aber auch, um mit Aditu zu reden, denn als sie an Isgrimnurs Zelt ankamen, führten die drei eine lebhaftere Unterhaltung.

Aditu berichtete Josua und den anderen alle Einzelheiten des nächtlichen Vorfalles. Sie sprach ruhig, und obwohl sie die Worte so sorgfältig wählte wie stets, entging es Isgrimnur nicht, dass sie innerlich tief verstört zu sein schien. Er wusste, dass Geloë und sie befreundet gewesen waren. Offenbar empfanden die Sithi Kummer wie die Menschen auch. Das machte sie ihm liebenswerter, ein Gedanke, den er sogleich als unwürdig verwarf. Warum sollten Unsterbliche nicht in gleicher Weise Leid fühlen wie Sterbliche? Nach allem, was Isgrimnur wusste, hatten sie zweifellos mindestens ebenso viel erduldet.

»So.« Josua lehnte sich zurück und sah sich im Kreise um.

»Wir haben keine Spur eines weiteren Angriffs entdeckt. Die Frage ist also, warum sie sich gerade Camaris ausgesucht haben.«

»Es muss doch etwas dran sein, an diesem Gedicht über die drei Schwerter«, meinte Isgrimnur. Er hatte zwar für solch luftige Prophezeiungen nichts übrig, aber die Welt, in der er lebte, war nun einmal so beschaffen. Er sehnte sich nach den klaren Unterscheidungen seiner Jugend zurück, als selbst die schlimmsten Dinge, sogar der Krieg, so schrecklich er auch sein mochte, nicht in dieser Weise mit geheimnisvoller Zauberei und rätselhaften Feinden zusammenhingen. »Dass Camaris ihr Ziel war, muss an *Dorn* gelegen haben.«

»Vielleicht wollten sie ja auch nur *Dorn* allein holen«, bemerkte

Binabik nüchtern, »und Camaris war für sie nicht weiter von Bedeutsamkeit.«

»Mir ist immer noch nicht klar, wie sie ihn um ein Haar überwältigen konnten«, sagte Strangyeard. »Was ist das für ein Gift, von dem Ihr erzählt habt, Aditu?«

»Kei-vishaa. Um die Wahrheit zu sagen, ist es nicht einfach ein Gift. Wir Gartengeborenen verwenden es im Hain, wenn wir das Jahr-Ende tanzen. Aber man kann es auch benutzen, um einen langen und tiefen Schlaf hervorzurufen. Mein Volk brachte es aus Venyha Do'sae mit. Als wir damals hierherkamen, machten wir davon Gebrauch, um gefährliche Tiere – zum Teil gewaltige Ungeheuer, die nun schon lange ausgestorben sind – von den Orten zu vertreiben, an denen wir unsere Städte bauen wollten. Als ich es roch, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Wir Zida'ya haben es immer nur in unseren Ritualen benutzt.«

»Und wie verwendet man es dabei?«, erkundigte sich der Archivar fasziniert.

Aditu schlug die Augen nieder. »Verzeiht mir, guter Strangyeard, aber das darf ich nicht sagen. Vielleicht hätte ich es gar nicht erwähnen sollen. Ich bin müde.«

»Wir haben keinen Anlass, Euch über die Rituale Eures Volkes auszufragen«, erklärte Josua. »Außerdem gibt es Wichtigeres zu besprechen.« Er warf Strangyeard einen verärgerten Blick zu. Der Archivar ließ den Kopf hängen. »Es reicht, dass wir wissen, wie sie Camaris überfallen konnten, ohne dass er Alarm schlug. Wir hatten Glück, dass Tiamak so geistesgegenwärtig war, das Zelt anzuzünden. Von jetzt an werden wir unsere Lager planvoller aufbauen. Alle, die besonders gefährdet sind, müssen ihre Zelte dicht beieinander und genau in der Mitte des Lagers errichten, sodass wir uns gegenseitig im Auge behalten können. Ich mache mir Vorwürfe, dass ich Camaris' Wunsch nach Abgeschiedenheit nachgegeben und meine Verantwortung dabei zu leicht genommen habe.«

Isgrimnur zog die Brauen zusammen. »Wir müssen alle besser aufpassen.«

Während sie noch darüber berieten, welche weiteren Vorsichtsmaßnahmen man ergreifen könnte, erschien Freosel am Feuer.

»Tut mir leid, Hoheit«, meldete er, »aber die Prinzessin ist weder in ihrem Zelt noch in der Nähe zu finden. Seit dem frühen Abend hat sie keiner mehr gesehen.«

Josua war sichtlich bestürzt. »Nicht da? Ädon behüte uns, hat Vara recht gehabt? Wollten sie doch die Prinzessin entführen?« Er sprang auf. »Ich kann nicht hier rumsitzen, wenn sie in Gefahr ist. Wir müssen das ganze Lager durchkämmen.«

»Das erledigt bereits Sludig«, wandte Isgrimmur beruhigend ein. »Wir würden nur Verwirrung stiften.«

Der Prinz ließ sich auf seinen Sitz zurückfallen. »Ihr habt recht, aber das Warten fällt mir schwer.«

Kaum hatten sie ihre Beratung fortgesetzt, als Sludig zurückkehrte. Mit grimmiger Miene reichte er Josua ein Stück Pergament. »Das hier lag in Simons Zelt.«

Der Prinz überflog es und warf es dann erbost auf die Erde. Gleich darauf bückte er sich wieder, hob es auf und gab es dem Troll. Sein Gesicht war starr vor Zorn. »Entschuldigt, Binabik, das hätte ich nicht tun sollen. Es scheint für Euch bestimmt zu sein.« Er erhob sich. »Hotvig?«

»Ja, Prinz Josua?« Auch der Thrithingmann war aufgestanden.

»Miriamel ist fort. Nehmt so viele Reiter, wie Ihr in der Eile auf-treiben könnt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Prinzessin den Weg nach Erkyndland eingeschlagen hat, darum sucht vor allem westlich von unserem Lager. Bedenkt aber auch, dass sie vielleicht in eine andere Richtung geritten ist, um uns die Verfolgung zu erschweren.«

»Wie bitte?« Isgrimmur blickte überrascht auf. »Was soll das heißen – sie ist fort?«

Binabik sah ihn über das Pergament weg an. »Das hat Simon geschrieben. Es scheint, dass er mit ihr gegangen ist, aber er sagt auch, dass er versuchen will, sie zurückzubringen.« Das Lächeln des Trolls war dünn und ein wenig gezwungen. »Es ist die Frage in meinem Kopf, wer von den beiden der Anführer ist. Ich zweifle, dass Simon sie davon überzeugen kann, mit einiger Schnelligkeit zu uns zurück-zukehren.«

Josua machte eine ungeduldige Gebärde. »Geht, Hotvig. Nur Gott

weiß, wie lange sie schon unterwegs sind. Aber da Eure Männer die schnellsten Reiter sind, solltet ihr Euch nach Westen wenden, während wir uns um die anderen Richtungen kümmern.«

Er wandte sich an Sludig. »Wir wollen das Lager umreiten und dabei den Kreis jedes Mal größer ziehen. Ich gehe Vinyafod satteln. Wir treffen uns dort. Isgrimmur, kommt Ihr mit?«

»Natürlich.« Der Herzog verfluchte sich im Stillen. *Ich hätte mir denken können, dass so etwas passieren würde. Sie war so still, so traurig, so abwesend, seitdem wir hierherkamen. Josua hat die Veränderung in ihr nicht so deutlich gesehen wie ich. Aber selbst wenn wir ihrer Meinung nach zuerst nach Erkyndland hätten ziehen sollen – warum reitet sie jetzt allein? Törichtes, eigensinniges Kind! Und Simon. Ich hätte mehr von dem Jungen erwartet.*

Schon jetzt unglücklich bei dem Gedanken an eine Nacht im Sattel und die Rückenschmerzen, die unweigerlich darauf folgen würden, seufzte Isgrimmur tief und stand schwerfällig auf.

»Wieso wacht sie nicht auf?«, fragte Jeremias. »Könnt Ihr nicht irgendetwas tun?«

»Ruhig, Junge, ich tue, was ich kann.« Herzogin Gutrun bückte sich und betastete noch einmal Leleths Gesicht. »Sie ist kühl, nicht fiebrig.«

»Aber was fehlt ihr dann?« Jeremias war beinahe außer sich.

»Ich habe immer wieder versucht, sie aufzuwecken, aber sie ist einfach liegen geblieben.«

»Hier, nimm noch eine Decke«, sagte Vara. Sie war auf ihrem Lager zur Seite gerückt, um dem Mädchen Platz zu machen, aber Gutrun hatte nicht geduldet, dass Jeremias Leleth neben sie legte, aus Angst, Leleth könnte krank sein und Vara anstecken. Stattdessen hatte der Junge die schlaffe Gestalt des Mädchens vorsichtig auf eine Decke am Boden gebettet.

»Bleibt Ihr nur ruhig liegen. Ich kümmere mich schon um das Kind«, erklärte die Herzogin. »Hier ist ohnehin schon viel zu viel Lärm und Unruhe.«

Prinz Josua trat ins Zelt, Kummer tief ins Gesicht gegraben. »Was ist denn nun schon wieder? Die Wache sagt, jemand sei krank. Vara? Geht es dir nicht gut?«

»Ich bin es nicht, Josua. Es ist die kleine Leleth. Wir können sie nicht aufwecken.«

Herzog Isgrimnur stampfte herein. »Ein verdammt langer Ritt und keine Spur von Miriamel«, knurrte er. »Wir können nur hoffen, dass Hotvig und seine Thrithingmänner mehr Glück haben.«

»Miriamel?«, fragte Vara erschrocken. »Ist ihr auch etwas zugestoßen?«

»Auf und davon ist sie, mit dem jungen Simon«, antwortete Josua grimmig.

»Was für eine verfluchte Nacht«, stöhnte Vara. »Warum muss so etwas geschehen!«

»Nun, ich glaube nicht, dass das Ganze Simons Idee war.« Isgrimnur beugte sich zu seiner Frau, legte den Arm um ihre Schultern und küsste ihren Nacken. »Er hinterließ einen Brief, in dem er schreibt, er wollte versuchen, sie zurückzubringen.« Die Augen des Herzogs wurden schmal. »Warum ist eigentlich die Kleine hier? Ist sie bei dem Feuer verletzt worden?«

»Ich habe sie hergebracht«, erläuterte Jeremias traurig. »Herzogin Gutrun beauftragte mich, heute Abend auf sie aufzupassen.«

»Ich wollte sie nicht bei uns haben, weil es Vara so schlechtging«, sagte Gutrun, die ihr eigenes Unbehagen nicht ganz verbergen konnte. »Es sollte auch nur für eine Weile sein, während Geloë an dem Treffen mit Euch Männern teilnahm.«

»Ich war den ganzen Abend bei ihr«, erklärte Jeremias. »Als sie dann einschlief, bin ich auch eingeschlafen. Ich wollte es gar nicht, aber ich war auf einmal müde.«

Josua betrachtete den jungen Mann freundlich. »Du hast nichts falsch gemacht, Jeremias. Und weiter?«

»Ich wachte auf, als sie alle ›Feuer!‹ schrien. Ich dachte, Leleth könnte sich ängstigen, darum ging ich zu ihr, damit sie wusste, dass ich noch bei ihr war. Sie saß mit offenen Augen da, aber ich glaube, sie hörte kein Wort von dem, was ich sagte. Dann sank sie zurück und schloss die Augen, als schlafe sie. Aber ich konnte sie nicht wecken! Also trug ich sie hierher, um zu sehen, ob Herzogin Gutrun ihr helfen könnte.« Jeremias war den Tränen nahe. »Du hast nichts falsch gemacht, Jeremias«, wiederholte der Prinz. »Aber jetzt kannst

du etwas für mich tun.« Der junge Mann hielt den Atem an, um ein Schluchzen zu unterdrücken. »W-was, Hoheit?«

»Geh zu Isgrimmurs Zelt und stell fest, ob Binabik zurückgekommen ist. Der Troll versteht etwas von Heilkunde. Er soll sich die kleine Leleth anschauen.«

Jeremias, nur allzu froh, sich nützlich machen zu können, rannte davon.

»Wirklich«, erklärte Josua, »ich weiß nicht, was ich von den Ereignissen dieser Nacht halten soll. Aber ich muss gestehen, dass ich große Angst um Miriamel habe. Ihr verdammter Eigensinn!« Er packte Varas Decke und zwirbelte sie wütend.

Als Jeremias mit Binabik und Aditu wiederkam, hatte sich Leleths Zustand nicht verändert. Der kleine Mann untersuchte das Kind sorgfältig.

»Ich habe sie schon früher so gesehen«, meinte er. »Sie ist an einen anderen Ort gegangen, vielleicht auf die Straße der Träume, vielleicht auch anderswo.«

»Aber bestimmt war sie noch nie so lange in dieser Verfassung«, bemerkte Josua. »Ich kann den Gedanken nicht loswerden, dass da ein Zusammenhang mit den Vorfällen von heute Nacht besteht. Könnte das Gift der Nornen diese Wirkung hervorgerufen haben, Aditu?«

Die Sitha kniete neben Binabik nieder und hob die Lider des kleinen Mädchens hoch. Dann legte sie die schlanken Finger unter Leleths Ohr, um zu fühlen, wie schnell ihr Herz schlug. »Ich glaube nicht. Gewiss wäre auch er«, sie deutete auf Jeremias, »davon erfasst worden, wenn das Kei-vishaa sich so weit verbreitet hätte.«

»Seht doch!«, rief Jeremias plötzlich. »Ihre Lippen bewegen sich!«

Obwohl sie noch immer wie im Tiefschlaf dalag, öffnete und schloss sich in der Tat Leleths Mund, als wollte sie sprechen.

»Still.« Josua beugte sich näher, und mit ihm fast alle anderen. Leleths Lippen zuckten. Ein leises Flüstern drang hervor.

»... mich hören ...«

»Sie hat etwas gesagt!«, jubelte Jeremias. Ein Blick des Prinzen brachte ihn zum Schweigen.

»... ich will trotzdem sprechen. Ich vergehe. Mir bleibt nur noch wenig Zeit.« Die Stimme aus dem Mund des kleinen Mädchens, wenn auch dünn und hauchleise, hatte einen vertrauten Tonfall.

»Hinter den Nornen, glaube ich, steckt mehr, als wir angenommen haben. Sie spielen ein doppeltes Spiel ... Heute Nacht ... das war kein Täuschungsversuch, sondern etwas noch viel Heimtückischeres ...«

»Was hat das Kind?«, unterbrach Gutrun besorgt. »Sie hat noch nie vorher gesprochen – und es klingt so sonderbar.«

»Es ist Geloë, die da spricht.« Aditu sagte es so gelassen, als bezeichne sie einen entgegenkommenden Bekannten.

»Was?« Die Herzogin schlug das Zeichen des *Baumes*, die Augen groß vor Furcht. »Was für eine Hexerei ist das?«

Die Sitha neigte sich dicht an Leleths Ohr. »Geloë? Könnt Ihr mich hören?«

Doch wenn es die weise Frau war, die da sprach, so schien sie die Stimme ihrer Freundin nicht zu vernehmen.

»Erinnert euch an Simons Träume«, fuhr sie fort. »Der falsche Bote.« Eine Pause trat ein. Als die Stimme von neuem erklang, war sie schwächer, sodass alle im Zelt den Atem anhielten, damit ja kein Wort verlorenging.

»Ich ... sterbe. Leleth ist bei mir ... irgendwie ... an diesem dunklen Ort. Ich habe sie nie ganz verstanden ... und das ist von allem das Seltsamste für mich. Ich glaube, dass ich durch ihren Mund sprechen kann ... aber ich weiß nicht, ob jemand zuhört. Meine Zeit ist kurz. Vergesst nicht: Hütet euch vor dem falschen Boten ...«

Wieder langes Schweigen. Als alle schon glaubten, ihr letztes Wort gehört zu haben, bewegten sich Leleths Lippen von neuem.

»Ich gehe nun. Betrauert mich nicht. Ich hatte ein langes Leben und habe immer getan, was ich wollte. Wenn ihr euch an mich erinnern wollt, so bedenkt, dass der Wald meine Heimat war. Sorgt dafür, dass man ihn achtet. Ich will versuchen, Leleth zurückzuschicken, obgleich sie mich nicht verlassen will. Vergesst nicht ...«

Die Stimme verklang. Das kleine Mädchen lag wieder da wie tot.

Josua sah auf. In seinen Augen schimmerten Tränen. »Bis zum

letzten Atemzug«, sagte er fast zornig, »versuchte sie uns zu helfen. O barmherziger Gott, sie war eine tapfere Seele.«

»Und eine sehr alte Seele«, fügte Aditu ruhig hinzu. Sie wirkte erschüttert.

Obwohl sie noch eine ganze Weile schweigend und voller Kummer um ihr Lager saßen, rührte Leleth sich nicht mehr. Geloës Abwesenheit schien noch stärker, noch bedrückender auf ihnen zu lasten als früher am Abend. Viele Augen füllten sich mit Tränen, als alle nach und nach erkannten, wen sie verloren hatten. Der Prinz begann leise von der Waldfrau zu sprechen und ihren Mut, ihre Klugheit und ihre Güte zu preisen, aber niemand schien die Kraft zu haben, seine Worte zu ergänzen. Schließlich schickte er alle zu Bett. Aditu erklärte, sie fühle kein Bedürfnis zu schlafen, und blieb da, um nach dem Kind zu sehen, falls es nachts aufwachte. Josua legte sich vollständig angezogen neben seine Gemahlin, um für jeden Notfall gerüstet zu sein. Augenblicke später lag er im tiefen Schlaf der Erschöpfung.

Als der Prinz morgens erwachte, fand er Aditu noch immer an Leleths Seite. Wohin der Geist des Kindes Geloë auch begleitet haben mochte, er war noch nicht zurückgekehrt.

Wenig später ritten Hotvig und seine Männer ins Lager ein, müde und mit leeren Händen.